

Ich konnte nicht glauben, dass er lebt

GASTKOMMENTAR VON JEANNE CABEZA UND MICHELLE CHOUINARD

Zwei Ärztinnen berichten von ihrem Hilfseinsatz in Haiti.

Als die Erde bebte, glaubte ich, ich müsse sterben. Ich war in Pacot, in dem Rehabilitationszentrum, das „Ärzte ohne Grenzen“ in Port-au-Prince betreibt.

Fünf Minuten nach dem Beben klopfen Leute an unsere Tür und baten um Hilfe. Wir waren zu viert, darunter eine leicht verletzte Krankenschwester, die im vierten Ausbildungsjahr, und wir arbeiteten die ganze Nacht hindurch. Der Hausmeister half uns beim Verbinden.

Medizinisch waren wir bald überfordert: Innerhalb weniger Stunden kamen hunderte Verletzte, die operiert werden mussten.

Bei manchen Menschen konnte ich einfach nicht glauben, dass sie noch am Leben waren. Sie hatten schwerste Quetschverletzungen, abgetrennte Gliedmaßen und offene Brüche. Eine Mutter half mir, ihr Baby zu verbinden, das seine linke Hand verloren hatte. Das dauerte eine Stunde, aber sobald ihr Kind versorgt war, war sie ruhiger. Ich kann mir gar nicht vorstellen, was in dieser Mutter vorging. Bei einem kleinen Mädchen wechselte ich den Verband, und ich brauchte eine Zeit lang, bis ich die Wunde sehen konnte, aber ein Teil der Haut fehlte. Dieses Mädchen benötigt sofort Hilfe durch rekonstruktive Chirurgie.

Ein etwa 23-jähriger Mann hatte eine traumatische Quetschverletzung. Er sah gesund aus, jung und stark, aber sein Bein war tot und musste abgenommen werden. Wenn man brandige Gliedmaßen amputieren kann, rettet man Menschenleben. Doch wir konnten nicht operieren, und am nächsten Tag starb er an Blutvergiftung. Eine andere Frau schien sich zu erholen – sie sprach mit uns –, und ich war so optimistisch, dass ich ihre Familie beruhigte. Doch binnen Minuten kollabierte sie. Wir machten Wiederbelebungsversuche, aber sie starb – vielleicht an einem großen Blutgerinnsel. Ich habe kein Röntgen, darum weiß ich das nicht.

Ich habe bei den Notoperationen in Los Angeles alles Mögliche gesehen – Schusswunden im Kopf, Autounfälle –, doch die Verletzungen hier sind genauso, genauso schrecklich. Es ist so, als würde man mit einem Sieb Wasser schöpfen, denn am ersten Tag konnten wir nur Erste Hilfe anbieten: intravenöse Injektionen, Antibiotika, Schmerzmittel und Verbände.

Täglich kommen mehr Verwundete zu uns, sie beten, sie schreien, aber es ist jetzt weniger chaotisch, weil manche gestorben sind. Ich kann das Gefühl von Erleichterung einfach nicht beschreiben, als Freitagfrüh unsere ersten Back-up-Teams



eintrafen. Nun können wir beginnen, ein wenig mehr zu tun. Wir haben einige behelfsmäßige Operationssäle eingerichtet. Ich habe schon zuvor mit einem Chirurgen zusammengearbeitet, der einige Notamputationen durchgeführt hat – nichts Großartiges, aber lebensrettende Eingriffe.

Die Sache ist nur die, dass Patienten nach so einer Operation nicht einfach nach Hause gehen können. Viele haben gar kein Zuhause mehr. Und sie brauchen viel Nachsorge: totes oder infiziertes Gewebe muss entfernt werden, Verbände müssen gewechselt, Infektionen und Schmerzen kontrolliert werden. Viele Amputierte und Gelähmte werden ihr Leben lang Hilfe benötigen.

Ich weiß, das Leben ist für Amputierte nirgends einfach, aber Port-au-Prince ist kein flacher Ort, und dort von einem Punkt zum anderen zu kommen, ist wirklich schwer. Eine meiner Patientinnen ist eine doppelseitig gelähmte Frau. Für sie und ihre Familie wird es wirklich sehr hart sein. Die Familie wird bis an ihr Lebensende für sie sorgen müssen. Zahllose andere Menschen sind in ähnlicher Lage.

Ich weiß immer noch nicht, wie es vielen meiner haitianischen Kollegen geht. Aber täglich tauchen mehr von ihnen auf, um zu helfen. Bis ich sie sehe, bin ich mir ja gar nicht sicher, ob sie überhaupt überlebt haben, und wir weinen, wenn sie mir erzählen, wie sie einen Bruder oder eine Schwester, einen Ehemann, eine Ehefrau oder ein Kind verloren haben. Und dann machen wir uns alle an die Arbeit.

Zwar haben offenbar alle irgendeinen geliebten Menschen, das Zuhause, das gewohnte Leben verloren, aber die Menschen helfen einander in erstaunlich großzügiger Weise. Viele Kinder haben ihre El-

tern verloren. Da ist ein hübscher kleiner Junge, der etwa vier Jahre alt ist. Ich weiß nicht, woher er gekommen ist oder wie er in unseren behelfsmäßigen Spitalsverbund gelangt ist, weil er eigentlich keine Verletzungen hat. Ich fragte ihn, ob er allein sei, und er sagte: „Ja, ich bin allein, aber ich bin mit meinen Freunden hier.“ Ich sehe mich um, und alle seine Freunde sind Menschen, die er nicht kennt, und die auf eine Operation warten.

Dr. Cabeza ist die medizinische Koordinatorin von „Ärzte ohne Grenzen“ in Haiti.

Ich weiß nicht mehr, was ich in den letzten fünf Tagen getan habe. Ich habe keine Zeit, über das, was um mich herum geschieht, nachzudenken. Ich tue einfach, was getan werden muss.

Ich erinnere mich, dass ich gleich nach dem Erdbeben hörte, wie die Stimme eines Wachmanns am Walkie-Talkie immer und immer wieder sagte: „Das Krankenhaus ist eingestürzt!“ Ich versuchte, im Auto hinzufahren, aber das war unmöglich, und so gingen wir zu Fuß. Es war schauerlich still, obwohl die Straßen voller Menschen waren.

Die Sonne ging rasch unter, und als wir ankamen, war es schon dunkel. Das Trinité-Krankenhaus ist eines der ganz wenigen Wundversorgungszentren in Port-au-Prince, und die Menschen, die dort Hilfe suchten, erschrecken, als sie sahen, dass das

Krankenhaus zerstört war. Wir begannen sofort, Menschen aus dem Schutt herauszuhelfen; wir behandelten sie auf der Straße, die ganze Nacht lang, fast ohne Licht. Zwei Krankenschwestern gelang es, schockiert und traumatisiert aus dem eingestürzten Krankenhaus herauszuklettern. Ein haitianischer Kollege – ein begabter Arzt – war unter denen, die wir befreien konnten. Aber kurz nachdem wir ihn aus den Trümmern gezogen hatten, starb er.

Das war ein harter Schlag für das Team. Am Freitag dachten wir, dass keiner der Verschlütteten mehr am Leben sei, weil die Stimmen verstummt waren. Dann hörten wir einen jungen Mann sprechen, und wir schoben ihm schnell Nahrung durch die Ritzen, und durch ein Rohr versorgten wir ihn mit Wasser, während wir auf spezialisierte Hilfskräfte warten mussten, um ihn zu befreien. Am Samstag brauchte ein Hilfsteam aus Venezolanern, Peruanern und Amerikanern dann drei Stunden, um ihn auszugraben. Er war hellwach, hatte nur leichte Beinwunden und hoffentlich keine inneren Verletzungen. Dieser kleine Erfolg gab dem Team Auftrieb.

Es gibt unglaublich viele Menschen, die eine Operation brauchen. Sie kommen zu Fuß, werden in Schubkarren geschoben oder von anderen Menschen getragen. Meine Kollegen und ich arbeiten ohne Unterbrechung, um in Zelten so viel Erste Hilfe wie möglich zu leisten, während wir uns beeilen, unsere chirurgischen Möglichkeiten aufzustoeken.

Samstagfrüh richteten wir in einem Schiffscontainer, der früher eine Apotheke war, einen behelfsmäßigen Operationssaal ein. Das chirurgische Team führte 20 Operationen durch, darunter mehrere Amputationen und sogar einen Bauchschnitt.

In dem Viertel Cité Soleil konnten meine Kollegen zwei OP-Säle im Choscal-Krankenhaus einrichten, und sie operieren rund um die Uhr hunderte Verletzte. In ähnlicher Weise arbeiten Teams in der ganzen Stadt – in Vierteln wie Martissant, Delmas und Carrefour –, aber in mehreren Einrichtungen wird das medizinische Material knapp, und auch das Benzin geht uns aus, das wir brauchen, um Medikamente und Impfstoffe in Kühlschränken frisch zu halten.

Die Zerstörung hier ist ungeheuerlich. Beinahe jede Schule, die ich seit verganginem Dienstag gesehen habe, ist eingestürzt. Dasselbe gilt für Märkte, öffentliche Infrastruktur und Privathäuser. Die Gesundheitsinfrastruktur war schon vor dem Erdbeben nur schwach ausgeprägt und von internationalen Spendern vernachlässigt. Aber kein öffentliches Gesundheitssystem könnte auf eine solche Katastrophe vorbereitet sein. Es wird Jahre brauchen, bis diese Stadt wiederaufgebaut ist.

Michelle Chouinard ist Leiterin des „Ärzte ohne Grenzen“-Einsatzes in Haiti.

Dr. Jeanne Cabeza und Dr. Michelle Chouinard sind für „Ärzte ohne Grenzen“ auf Hilfseinsatz in Port-au-Prince, Haiti.



meinung@diepresse.com